



Der Isolat

Die Geschichte vom Isolaten ist nicht so rasch wiedergegeben, wie eine Fabel. Obwohl man meinen könnte, sie wäre aus einer entstanden. Unsere andauernde Freundschaft begann damit, dass ich am folgenden Morgen nach den bereits vorgestellten Ereignissen den Wald an den Hängen des Graublatttals aufsuchte. Aniek bat mich um etwas Ruhe, um Haus und Hof kennenzulernen, und die gewährte ich ihr gerne.

Wie es sich ergab (und zu erwarten gewesen war), beginne ich bald unter der Sonne Einfluss und beim Erreichen immer weiterer Höhen zu schwitzen. Daher ruhe ich mich hockend auf einem Baumstumpf aus.

Im Gebüsch raschelt etwas. Anstatt eines Tieres kam ein Mensch zum Vorschein, und zwar einer, wie ich ihn nie zuvor gesehen habe. Man stelle sich vor, dass man in einer Fantasiewelt lebt, auf die man nur wenig Einfluss hat. So fragt man sich bei jeder Gelegenheit, welche Bedeutung dieses oder jenes Motiv, oder gar das Erscheinen eines Fremden, haben kann.

Die zerschlissene Kleidung, ein selbst geschnittener Ledergurt und anderes zeigen mir, dass sich dieser Mensch das Wilde, das Fremde in sich bewahrt hatte; dass er ein Wesen sey, das im Wald lebt und ihn selten verlässt; jemand, der weder Schmutz und Gestank noch Ungeziefer fürchtet.

Wir lassen einander nicht aus den Augen. Während er um mich herum-schleicht, bemüht er sich, keine weiteren Äste knacken zu lassen. Seltsamerweise gehen wir instinktiv aufeinander zu und begrüßen uns, ohne vorher Worte getauscht zu haben, mit einem Handschlag. Er nennt mir keinen Namen, lädt mich aber ohne Umschweife zu einer »Pilzsuppe« ein. Vertraut und angstfrei gehe ich mit ihm.

Ob es meine Neugierde war zu erfahren, welche Begebenheit sich hinter dem Fremden verbirgt? Ob er mir ein Geheimnis offenbaren wird? Welchen Teil von mir repräsentiert er, wenn doch alle Landschaft und Lebewesen aus meiner Fantasie entsprungen sind? Zeigt er meine eigene Wildheit? Mein natürliches Verlangen nach einem Leben in der Wildnis?

Ich folge dem Namenlosen über den Bergkamm in ein winziges, mir unbekanntes Tal. Dort erreichen wir sein Zuhause, eine Kate, oder vielmehr eine jämmerlich zusammengezimmerte Bretterhütte. Noch nicht einmal von »Latten« will ich sprechen: Im Grunde waren es armdicke Stämme von Tannen, durchgefaut, mit Moos überwuchert, das Dach mit Nadelzweigen ausgestopft. Das Häuschen erkannte man erst auf den zweiten Blick; erst, wenn man zehn Schritte davon entfernt stand. Waren es derer 12, sah man gar nichts.

Anders als ich erwartet habe, zeigt sich der Innenraum: Tisch und Schrank, ein Regalbrett mit einigen Tontöpfen in verschiedenen Größen, eine Feuerstelle, ein Lager aus Zweigen und Laub. Alles wirkt wie von einem Laien ohne Werkzeuge angefertigt, etwa so, als habe einer vor Jahren einem Töpfer oder Zimmermann zugesehen und nun versucht, aus seiner Erinnerung das Gesehene nachzubilden. Würde man diese Hütte dem Erdboden gleichmachen und im Wald austreten – niemand könnte erahnen, dass hier jemand lebte.

»Und Sie wohnen also hier?« – Er antwortet nicht, und ich flüstere mir zu: »Dumme Frage, natürlich tun Sie das!«

Stattdessen geht er zur Kochstelle, über dessen Feuer ein Kessel hängt. In ihm köchelt eine Suppe. Er greift in seine Tasche, holt eine Handvoll Pfifferlinge hervor und wirft sie ungewaschen in den Topf. Er bittet mich Platz zu nehmen; ihm imponiert meine Art, aus Respekt vor seiner Lebensgewohnheit nicht zuvor auf die Reinlichkeit des Schemels zu achten. Meine Umhängetasche stelle ich unbesorgt auf den feuchten Boden in eine Ecke. Noch ein paar Mal rührt er im Kessel, dann kellt er die Suppe in die Tonschüsseln und reicht mir eine. Nach einer Art Löffel brauche ich nicht zu fragen; ich mache es ihm nach und schlürfe direkt vom Schüsselrand.

Und dann ... entwickle ich Gefallen an der primitiven, zurückgezogenen Lebensweise: Falls die Hütte in einem Feuer zerstört würde, denke ich mir, wie leicht

könnte man sie neu errichten! In all dem, was man Habe nennen kann, wäre man unverwundbar!

Intensiv und »nach Wald« schmeckt die Suppe. Das lag wohl an dem Gewürz, das oben auf dem Schrank trocknete, und von dem er etwas abgezupft in die Suppe rührte. Was nur hatte er noch untergemischt? Jedenfalls bleiben mir einige kurze Tannennadeln zwischen den Zähnen hängen, denn er hatte die Pilze ja ungewaschen zugegeben.

»Wollen Sie mich nicht fragen, warum ich so lebe, wie ich lebe?«, fragt er mich mit einem Lächeln, das etwas Hohn und Verlangen nach Anerkennung enthält.

»Nein, eigentlich nicht. Ich kann ja sehen, wie Sie leben. Warum das so ist, ist Ihre Sache und ich habe kein Recht, mir darüber eine Meinung zu bilden. – Richtigerweise muss ich eingestehen, dass mich dieses einfache Leben fasziniert.«

»Dann haben Sie meinen Lebensstil ja doch bewertet!«

»Für mich bedeutet ›einfach‹ keine Herabstufung. Ich selbst komme aus einfachen Verhältnissen und lebe im Moment so, wie ich es mir immer erträumt habe. Also stimme ich mit allen überein, die nach ihrem Gutdünken leben, solange nur zwei Regeln gewahrt bleiben: Erstens mögen sie auf andere Menschen keinen schlechten Einfluss ausüben; und zweitens darf derjenige nicht mehr aus sich machen, als er ist. Denn im Verborgenen liegt die wahre Stärke und das wahre Selbstbild, das man nicht gleich erkennt. Und ich denke weiterhin, dass auch Sie hinter ihrer Fassade dieser einfachen Kate ein kompliziertes Schicksal verstecken. Zumindest gab es einen außergewöhnlichen Umstand, der Sie hierherführte. Deutlich sehe ich, dass ihre Lebensform nicht erzwungen, sondern gewollt ist! Ihr Angebot für eine Suppe verrät mir ihr Bedürfnis nach einer Freundschaft, die sie so annimmt, wie Sie sind; eine Freundschaft, die Ihren Kern bewertet (so wie es sein sollte), und nicht das Äußerliche; eine Freundschaft, die sich mit gemeinsamen Geschichten und Erlebnissen am Leben hält und nicht durch Geld, Bedarf oder Geselligkeit.«

»Jemand sagte einmal, dass es so etwas wie ›Der eine ist der Freund des anderen und umgekehrt.‹ nicht gibt. Es läutert allein die Tatsache, dass Freunde der Luxus des einen Herrschenden sind. Was halten Sie davon?«

Der Mann ist einige Jahre älter als ich und ich fühle, wie er mich, gleich einem Schüler, zu prüfen versucht, ob ich irgendeiner Sache würdig sey. Darum auch dieser Aphorismus.

»Mit teilender Zwietracht gelangt man zu den meisten Freunden. Aber im Leben geht es nicht darum, die meisten Freunde zu sammeln, die vielleicht zu intelligent sind, um loyal zu sein. Besser wäre nur ein Freund, der einem immer mit brutaler Ehrlichkeit ins Gesicht spricht. Nur – was suchen Sie?«, frage ich schließend.

»Kann ich noch von der Suppe haben, der Topf scheint mir voll zu sein«, ergänze ich meinen Wortschwall und reiche ihm die Schale hin. Unter seinem Bart, der ihm zerzaust und ungepflegt bis auf Höhe der Schlüsselbeine reicht, lugt ein angenehmes Lächeln. Nun verfliegt auch die letzte Skepsis. In diesem Moment weiß ich, dass uns eine besondere Freundschaft vorherbestimmt sey. Trotz des unterschiedlichen Alters und Lebensgewohnheiten.

»Es ist jetzt unzählige Jahre her«, seufzt er, während er sich zum Kessel dreht, um nachzuschicken: »da widerfuhr mir eine große Ungerechtigkeit. So groß gar, dass sie niemals verziehen werden kann. Kennen Sie eine Beleidigung«, kehrt er sich zu mir um: »die so maßlos erniedrigend ist, dass man sie niemals verzeihen kann?« – Obwohl ich weiß, was gemeint ist, schüttle ich mit dem Kopf: Eine Beleidigung, die man nicht sogleich wieder vergisst, geschweige denn einen tagelang beschäftigt oder nie mehr vergessen will? Absurd!, denke ich und will nicht glauben, dass er einmal so behandelt worden ist, um die Zivilisation mit Einsiedlerei zu tauschen.

»Haben Sie denn etwas Zeit?«, möchte er wissen, als er die Schüssel vor mir abstellt. Nickend bin ich dem Zuhören gewillt. Als er redet, scheint ab und zu das Sonnenlicht durch das lockere Gezweig der Wände auf seinen Bart. Mit den Augen folge ich einer Motte, die aufsteigt und hinter seinem Rücken niedergeht.

»Als junger Mann irrte ich eines Nachmittags auf dem Heimweg durch einen Wald; mir wollte nicht einfallen, wo er am Rain zu meines Vaters Acker endete. Ein Gewitter spielte vor, und unter welchen Baum ich mich auch stellte, keiner bot mir Schutz vor dem Regen. Dann erspähte ich eine Nische im Fels, und als ich herantrat, war es ein Bau: Ein vom Hang herabgerutschter Brocken Gestein bildete unter sich einen kleinen Unterschlupf, den jemand mit lose aufeinandergelegten Steinen um-

mauert hatte, sodass er von allen Seiten winddicht war. Natürlich schlüpfte ich hinein, hockte direkt hinter der Mauer unter diesem Felsen. Und wie ich mit den Füßen in der (trockenen) Erde scharre, schimmert mir ein kleiner Gegenstand entgegen; etwas, das mein damaliges Leben beendete. Ich brachte den Schatz nach vorübergezogenem Gewitter heim, doch das, was mit mir und allen anderen geschah, möchte ich für mich behalten. Nur seien Sie sich gewahr, dass es die größte nur vorstellbare Ungerechtigkeit bedeutete, die bewirkte, dass mich meine Frau zu hassen begann, und kein Freund mehr zu mir hielt. Ich erfuhr das ganze Ausmaß an Verachtung und Spott, und wen immer ich fragte, man lachte nur noch mehr über mich. Können Sie sich vorstellen, dass nicht einmal meine eigene Familie war wie noch zuvor? Wohl nicht, denn ich habe ja einen Teil der Geschichte ausgelassen.«

»Wenn Sie der Meinung sind«, beginne ich zögernd, »dass das Erzählen des Verschwiegenen auch mich soweit verändern könnte, als dass auch ich Sie plötzlich verachte, so erzählen Sie es nicht, es ist in Ordnung.« Diese Toleranz scheint ihm zu gefallen und zu beruhigen.

»Jedenfalls bin ich jetzt hier und habe eine dunkle Vergangenheit, wie jeder andere auch. Die früh Verhöhnnten sind die spät Belehrten! Aber ich schwöre, dass ich kein Dieb und kein Mörder bin. Ganz im Gegenteil: Einen ehrlicheren Kerl werden sie niemals treffen, und ich bin so genügsamen und bescheidenen Herzens, dass ich stets Partei für die Unterdrückten und Gedeimütigten ergreifen werde.«

»Auch meine seelische Veranlassung gebietet es mir, mich stets auf die Seite der Unterschätzten zu stellen!«, ergänze ich begeistert, die erste Gemeinsamkeit gefunden zu haben. Trotz allem ist ihm die innere Bitterkeit nicht mehr abzuerkennen. Nicht die Vergangenheit ist wichtig, sondern die Aufrichtigkeit einer Person in der Gegenwart und seine ebenso ehrbare Haltung in der Zukunft. Und nur mit Ehrlichkeit wird man alt!

So saßen wir noch eine Stunde in seiner Hütte, aßen Pilze, bis mein Magen rebellierte, und tranken ein Wasser, das er mit irgendwelchen Kräutern aromatisiert hatte. Das Gespräch war faszinierend, und wann immer ich mein Interesse in seine Vergangenheit lenkte, wich er aus und führte seinerseits wieder auf ein anderes Thema. (Immerhin konnte ich erfahren, dass der Suppenkessel ein Relikt aus seinem

vorherigen Leben ist.) Der Isolat war kein verschlossener oder zurückgebliebener Mensch, sondern ein arg Intelligenter und wenig Schüchterner, der nur vorsichtig geworden ist, was Bekanntschaften anging. Abermals lud er mich für einen anderen Tag zum Essen ein.

Sowie ich mich verabschiede, kann ich kaum erwarten, Anniek von ihm zu erzählen. Sowie ich den Büntergrashof betrete und gerade meine Jacke an den Haken hänge, stürmt Anniek aus der Wohnstube auf mich zu. Wortlos umarmt sie mich und hat mich lieb. Wie anbetungswürdig mir diese Geste vorkommt!

Mir ist diese Erinnerung so wach wie jene an mein eigenes Aussehen beim Blick in den Spiegel: Ein Lächeln und eine Abart der romantischen Sehnsucht erregt es jedes Mal in mir, wenn ich daran zurückdenke: Wie sie mich umschlingt und ihren Kopf auf meine Brust legt, als wolle sie meinem Herzschlag horchen; wie ich zu gerne mein Kinn in ihr Haar ablege, als würde sich ein Vogel in seinem Nest bequem. Und schließlich – das ist die intensivste Erinnerung, die mir wie eine Narbe ein Leben lang erhalten bleibt – wie ich tief Luft hole und den Duft ihrer Haare, ihrer Haut und ihres ganzen, wundervollen Körpers einsauge!

Ihr hingegen macht es nichts aus, dass ich verschwitzt und geräuchert rieche. In meiner Verlegenheit ist es mir unangenehm und ich eile unter die Dusche. Noch immer bin ich voller Gedanken über die hinreißende Geste.

Indes scheint es ihr eine gewisse Befriedigung zu verschaffen, mir ein königliches Mittagmahl aufzutischen. Dann endlich können wir uns über das Erlebte unterhalten. Überschwänglich stolz berichte ich von der neuen Freundschaft zum Isolat und Anniek verbirgt keine Neugierde zu dem Manne.

An einem sonnigen Tage, etwa zwei Wochen später, ist es soweit: Wir dringen bei einem Waldspaziergang in eben jene Unterholz-Nische vor, in die mich einst der Fremde geführt hatte. Zu meiner Überraschung hält dieser sich nicht in seinem Haus auf, sondern davor: Hinter einem Ring von kniehoch aufgemauerten Steinen hievt er nach und nach weitere Brocken auf eine Mauer, und schlägt mit einem Beilkopf Gesteinssplitter ab, um sie in die offenen Fugen zu setzen.

Obwohl der Isolat uns vermutlich schon auf einige Entfernung durchs Unterholz schleichen hörte, dreht er sich erst jetzt um, schaut zunächst mich und dann

Anniek ohne Änderung von Gesichtszügen an. In einem Moment höchster Disziplin spricht er bedächtig und mit hörbarer Verwunderung zu Anniek:

»Frauen hegen ja immerzu einen Drang nach Schönheit und Perfektion. Sie hingegen müssten überhaupt nichts tun – denn beides besitzen Sie unlängst.«

Anniek lächelt, knickt ab und antwortet: »Ich danke für das Kompliment, der Herr.«

»Und freilich ist es eine Freude, auch Sie wiederzusehen!«, wendet er sich nun mir zu.

Keinem von uns reicht er die Hand – nicht aus Unhöflichkeit, ganz im Gegenteil! Es ist die Ehrfurcht auf unserer Seite, und die beschmutzten Hände auf der seinen. Vermutlich bewirkt auch Annieks Gegenwart vieles. – Nicht etwa, weil er seit Jahren keine Frau mehr gesehen hat, sondern weil ihn ihre Schönheit überwältigt.

Sein strahlendes Gesicht beobachtend, schliesse ich auf große Freude über unseren Besuch, aber auch eine gewisse Verlegenheit, weil wir ihm so bloßgestellt gegenübergetreten sind. Oder ist es doch die lange Abstinenz von menschlicher Gesellschaft? Wie wir sehen, zieht er die Grundmauern für ein neues Haus, in dessen Idee er uns sogleich aufgeregt einführt:

»Ich habe mir gedacht, dass ich eine größere und dem Wetter gegenüber stabilere Hütte brauche. Was wäre da besser geeignet als ein Haus aus Stein?«

Zu Dritt zucken wir mit den Schultern.

»Und woher nehmen Sie die Steine dafür?«, will Anniek wissen: »Ich sehe hier nirgendwo einen Bruch, der Herr!«

»Oh, nein, die schlage ich nicht in einem Bruch; die muss ich erst im Wald suchen! Entsprechend lange dauert es und nicht weniger anstrengend!«, erklärt er sich. »Den hier zum Beispiel«, zeigt er auf einen Brocken, der einen halben Meter in alle Dimensionen groß ist: »habe ich einen halben Tag durch den Wald gerollt, und brauchte noch einmal zwei Stunden, nur um zu entscheiden, an welche Position am Haus er gehört und wie er am stabilsten liegt! Soll ja schließlich auch alles halten!«

»Wenn Sie der Meinung sind, ich solle Ihnen aushelfen, geben Sie Bescheid?«, biete ich an, aber er überlegt nicht lange: »Danke, aber das wird nicht nötig sein! Ich weiß ihre Hilfsbereitschaft zu schätzen, halte den Bau eines Hauses aber für eine

persönliche Angelegenheit. Trotz aller schweißtreibender Arbeit! Immerhin macht es ja auch Spaß zu sehen, wie die Mauern wachsen und man letztlich einziehen wird. Aber ich möchte, dass Sie beide mich besuchen kommen, wenn es fertig ist, in Ordnung?»

Anniek und ich stimmen zu und kehren ihm bereits den Rücken, da fällt mir noch etwas ein: »Kann es sein, dass Sie schon einmal ein Haus aus Stein gebaut haben? Welches jetzt als Ruine nah dem Büntergrashof zerfällt?«

Er sagte nichts. »Ja, das stimmt. Ich liebe es eben, mich von allem auszusperren. Woher wussten Sie das?«

»Ganz einfach: Ich habe ihren Baustil wiedererkannt! Die ausgedehnten, den Boden auskleidenden Schieferplatten und die merkwürdige Form der doppelt gewinkelten Ecken, sodass jede Ecke des Hauses eigentlich zwei senkrechte Kanten hat denn eine.« In seiner Verblüffung lassen wir ihn stehen und machen uns auf den Heimweg.

»Der Einfall mit ›mein Herr‹ war nicht schlecht überlegt. Aber wie ich dir schon sagte – irgendwie will er sich nicht darauf einlassen.«

Gerade klettert Anniek über einen morschen, niedergestürzten Baum.

»Na ja, ich habe es zumindest versucht. Ich dachte, wenn er mir schon so ein Kompliment macht, könnte ich meine Weiblichkeit auch weiter ausspielen!«

»Ich glaube, dass er trotz seiner Einsamkeit nie seinen Namen zu verbergen vergisst – wegen seiner Vergangenheit, von der ich erzählte. Für mich ist das annehmbar, und der Umstand, den Dialog mit ihm stets so zu formulieren, dass man ihn nie direkt ansprechen muss, könnte man als Training für die eigene Wortgewandtheit verstehen.«

»Vielleicht gehe ich noch einmal in ein paar Wochen bei ihm vorbei«, ergänze ich Minuten später: »Dann wird er fertig sein. Aber wie du siehst, brauchst du dich vor ihm nicht zu fürchten.«

Anniek stimmt in ihrer Konzentration, auf den wurzeligen Waldboden zu achten, mit einem friedlichen »Hm« zu.